

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 158 (1879)

Artikel: Des Kalendermanns Weltumschau

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373739>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



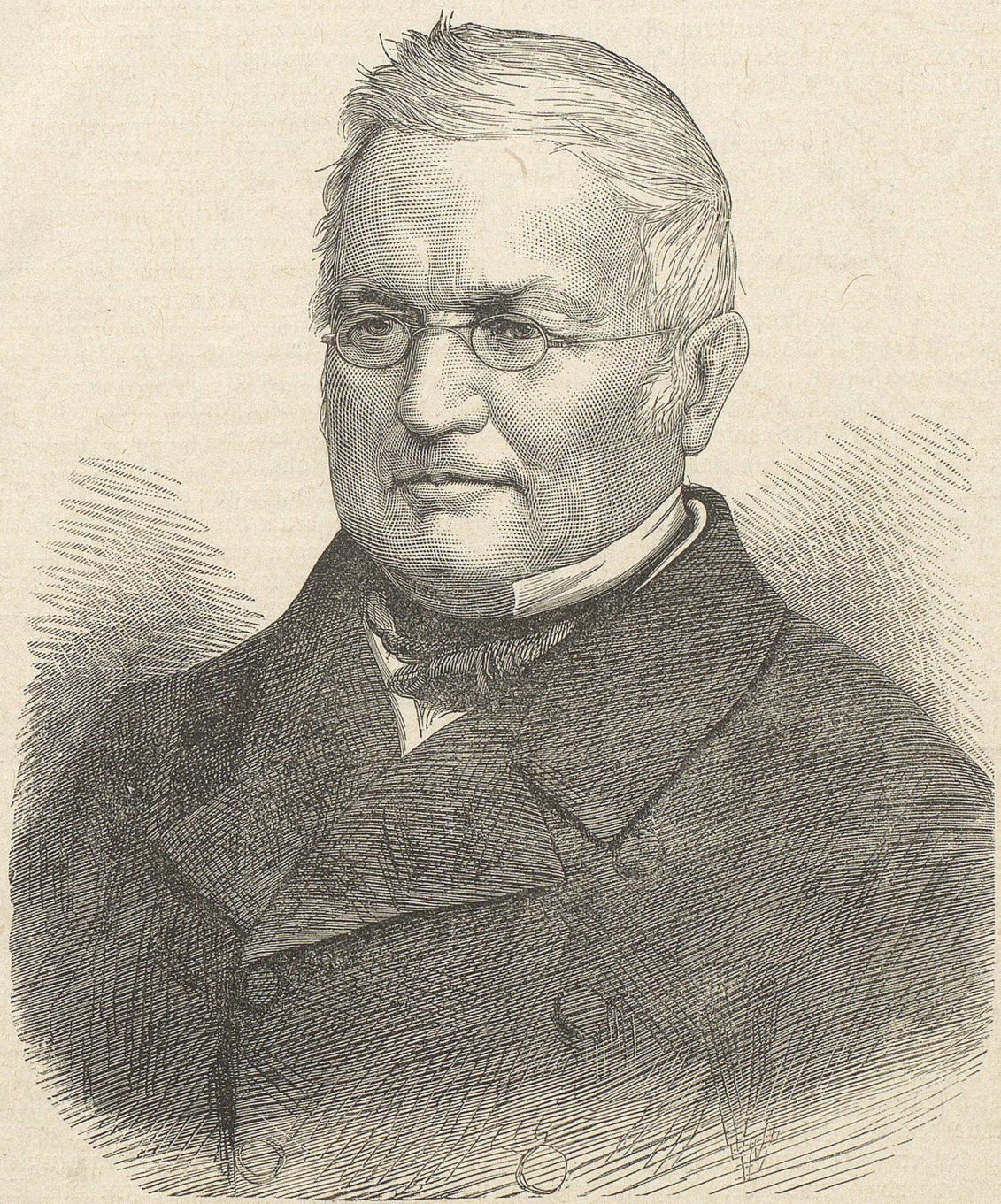
Des Kalendermanns Weltumschau.

Der Kalendermann beginnt altem Brauch gemäß auch seine diesjährige Weltumschau mit dem Schweizerland, wenn gleich er aus demselben über das verflossene Jahr von keinen besondern Ereignissen zu erzählen hat. Es lag auf den Gemüthern Land auf Land ab eine schwere Last,

woran einerseits die Verminderung des Verdienstes in allen industriellen Zweigen, und anderseits die politische Zerfahrenheit und die fortgesetzte Eisenbahnkrise die Schuld zu tragen scheint. Zunächst soll nun den Bundesfinanzen durch eine allgemeine Erhöhung der eidgen. Zölle eine Erfrischung gebracht werden, welche sie in der That auch sehr nöthig haben. Ist ja doch im Herbst 1877 das Militärsteuergesetz in zweiter Auflage vom Volke verworfen worden und verlangt man vom Bunde von links und rechts Geld, während Niemand ihm etwas gönnen will. Ohne neue Einnahmen können wir unser Wehrwesen nicht kräftigen und schlagen überdies jedes Jahr ein paar Millionen zurück: welcher aufrechte Mann würde in seinem eignen Haushalte Solchem müßig zuschauen? Das Schweizervolk darf diesem Niedergang nicht länger wirklos gegenüberstehen; es muß zur Hülfe eilen, bevor ein Unglück geschieht, sonst wär's dann am Ende zu spät. — Die einzige politische Errungenschaft des letzten Jahres, über deren Werth bald nicht mehr so viel Hader sein wird, wie es bei deren Einführung der Fall war, ist das Fabrikgesetz, das am 21. Oktober 1877 mit kleiner Mehrheit vom Volke angenommen worden ist. Sonst haben sich die Räthe und die Zeitungen fast nur mit den Eisenbahnen beschäftigt. Die Nationalbahn ist in den Konkurs gekommen, die Nordostbahn hat ihre ganze Reitung an einen Nagel gehängt, über dessen Haltbarkeit das Bundesgericht, wenn dieser Kalender unter die Leser kommt, schon entschieden haben wird, und die Gotthardbahn, daß Gott erbarm, diese erst ist zum rechten Zankapfel geworden. Schon drei Jahre zieht sich nun

die Hülfsigkeit dieses mächtigen Unternehmens dahin, und wenn man es nun auch auf Konferenzen und Kommissionen soweit gebracht hat, daß Deutschland und Italien jedes weitere 10 Millionen Franken beizusteuern versprochen haben, so soll eben die Schweiz auch 8 Millionen geben und wer soll diese bezahlen? In dem Augenblick, wo der Kalendermann dies schreibt, will man noch einmal probiren, ob der Bund und die Kantone gemeinsam diese Subvention aufbringen wollen, und da kennt der Appenzeller, wenn es zur Abstimmung kommen sollte, nur Ein Gebot: wenn er auch kein Gotthardmann ist, so liebt er doch seine Mitgenossen zu sehr, als daß er zu verderblichem Zwist das Kleinste beitragen möchte. Er schlägt sich zu Denen, welche freundiggenössischen Rath versuchen und im Uebrigen der Zukunft ein felsenfestes Vertrauen entgegen bringen.

In den Kantonen ist während des verflossenen Jahres wenig Bemerkenswerthes vorgefallen. In Bern haben sie eine längst abgewirthschaftete Regierung mit Schimpf und Schande verjagt; in Zürich sind zur Abwechslung anstatt der Winterthurer die Demokraten beschränkteren Sinnes an's Ruder gekommen, und im Tessin haben die beiden Landestheile den alten Streit um die Hauptstadt dadurch geschlichtet, daß sie Bellinz zum ständigen Regierungssitz erkoren. In St. Gallen verstarb der biedere Staatsanwalt und Ständerath Real, in Zürich der alte Bürgermeister Zehnder und der Jungdemokrat Sieber, der Schwärmer für die Hebung weniger der Schule, als der Schullehrer. — Allgemeines Mitleid erregte das Brandunglück von Airolo, woselbst am 17. Septbr. 1877 drei Viertheile verbrannten und 2000 Einwohner, meistens Arbeiter am Gotthardtunnel, obdachlos wurden. In Erinnerung an die schönen Tage, wo der eidgenössische Brudersinn so seltene Triumphe feierte und wo die ganze Schweiz für Glarus und früher einmal für die Walliser zusammensteuerte, trat auch diesmal die Hülfsgesellschaft auf und sammelte wenigstens an die 50,000 Franken für die Brandbeschädigten. Im Juni 1878 wiederholten sich dann in kleinerm Maßstabe die Ueberschwemmungen von 1876 und



Adolph Thiers.
Geb. den 16. April 1797. — Gest. den 3. September 1877.

setzten die Damm bauten auf eine Probe, die sie nicht überall glücklich bestanden. — Dann hatten wir die hundertjährige Todes tagsfeier des berühmten Berner Gelehrten Albrecht von Haller, des Sängers der „Alpen“, sowie des Genfer Philosophen J. J. Rousseau. Im Übrigen war vom Festleben nicht soviel zu vermerken, wie ehedem; man kehrt zurück zur Einfachheit, und Einfachheit ist die Freundin der Tugend und Tugend die Mutter des republikanischen Sinnes.

Die Schweiz hat nun seit acht Jahren an ihrer westlichen Grenze eine aufstrebende Schwester-republik, deren Fundament sich Jahr um Jahr mehr gekräftigt hat. Diese Republik, Frankreich, hat in den verflossenen Jahren manche innere Bewegung durchgemacht, deren gefährlichste die Neuwahl der Nationalversammlung im Herbst 1877 gewesen ist. In Folge andauernden Zwistes zwischen dem Präsidenten der Republik, dem ebenso rechthaberischen wie beschränkten Mac Mahon, und den Repräsentanten des Volkes, war die Volksvertretung, welche in ihrer Mehrheit aus Anhängern der Republik bestand, im Hochsommer aufgelöst worden, und die monarchisch gesinnten Minister strengten sich mit dem Präsidenten um die Wette an, daß eine ihnen geneigtere Kammer gewählt werden möge. Doch vergeblich: wenigstens so republikanisch wie die abgetretene erstand den Volkswahlen die neue Nationalversammlung und seitdem haben die Feinde der Republik ihre Wühlereien einigermaßen bleiben lassen. In Gefahr schwebt sie freilich immer noch, diese Republik, aber sie hat sich gestärkt und wird eher als vordem im Stande sein, allerhand Krankheiten, die ihr warten mögen, siegreich zu bestehen. — Fast zu gleicher Zeit, als die Volkswahlen in glänzender Weise das republikanische System bestätigten, starb in Frankreich der achtzigjährige Adolph Thiers, dessen innere und äußere Schicksale den Gang Frankreichs während des letzten halben Jahrhunderts darstellen. In seiner Jugend Feind der legitimistischen Bourbonen, dann Anhänger des Bürgerkönigthums der Orleans, dann Feind der Napoleoniden, wurde er — ein seltenes Beispiel jugendlichen Sinnes in greisem Alter — in seinen letzten Lebensjahren warmer Anhänger der Re-

publik. Er war ein einichtsvoller Politiker, ein glänzender Redner, ein schwungvoller Geschichtsschreiber und in Allem ein vollkommener Franzose. Reich an Widersprüchen — wie er z. B. den alten Napoleon verherrlichte und den neuen bekämpfte, den Nationalhaß der Franzosen schürte und dem Krieg wider Deutschland sich widersetzte, — hat er mit seinem nimmeruhenden Geist und seiner beispiellosen Arbeitskraft sich schließlich doch zu einer wahren und schönen Auffassung der geschichtlichen Aufgaben Frankreichs emporgeschwungen und namentlich dadurch segensreich gewirkt, daß er mit seiner Autorität der Ansicht zum Durchbruch verhalf, daß die steten Revolutionen den Franzosen nichts nützen, sondern einzig eine fortgesetzte Politik des Friedens und der sprunglosen Entwicklung dem Lande zu bleibendem Segen gereichen könne. Dem Appenzeller gefällt das insbesondere, daß ein französischer Staatsmann es zu dieser Einsicht gebracht hat; drum hat ihn der Kalendermann zu Ehren gezogen und sein wohlgetroffenes Bildnis auf der vorstehenden Seite abgedruckt. Zur Darstellung dieser Politik der friedlichen Entwicklung hat Frankreich für den Sommer 1878 eine Weltausstellung in Szene gesetzt und alle Welt zu sich eingeladen. Die Schriftsteller hielten in Paris einen Kongreß, ebenso verschiedene Zweige der Wissenschaft, und Frankreich rührte sich, in Paris die Hauptstadt, wenn auch nicht mehr der Diplomaten, so doch der Künste des Friedens zu besitzen.

Italien hat seinen ersten König verloren: am 9. Januar ist Viktor Emanuel gestorben, dem ein gütiges Geschick das beschwerliche Herrscherleben mit Rosen geschmückt und die dornenvolle Bahn mit leicht verdienten Lorbeeren bestreut hat. Als König von Sardinien begann der kleine braune Mann mit dem mächtigen Schnurrbart, dessen Bild hier nebenan steht, den Krieg gegen Österreich, und Frankreich siegte für ihn; dann zog er ein paar Jahre später von Florenz aus gegen Venedig und diesmal half ihm Preußen zum Siege; endlich verlegte er wieder ein paar Jahre später seine Hauptstadt, unter dem Einfluß des Sieges von Deutschland über Frankreich, nach Rom und erfüllte so den langgenährten Traum der italienischen Patrioten vom einigen Italien mit

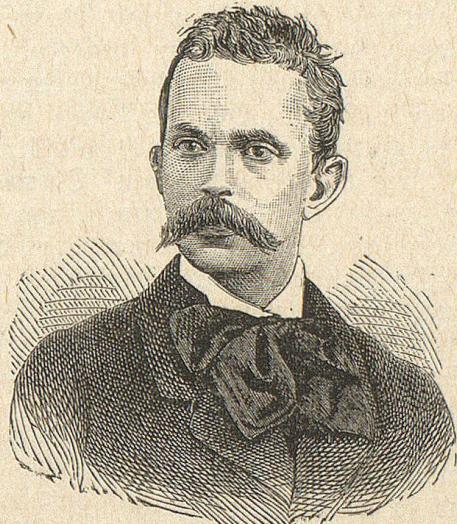
der alten Hauptstadt am Tiberstrom. Wie der Leser hier zur Seite sieht, ist sein Nachfolger, König Humbert I., ein junger hübscher Mann, der mit gutem Willen in die Fußstapfen



Viktor Emanuel II.

seines Vaters tritt und seinem Lande nicht zur Unehr gereichen wird. Humbert ist gut gebildet, mit dem deutschen Kaiserhause durch seine Heirath enge verwandt, und es geht ihm der Ruf eines edelgesinnten, freisinnigen Mannes voran. Wenn er das Versprechen, das hierin liegt, wahr machen will, so kann er dem Lande so segensreich werden wie sein Vater, nur suche er die Vorbeeren in der innern Politik und befreie sein Königreich von Unwissenheit, Steuerdruck und hochgeborenem Schmarotzerthum! — Rom hat vier Wochen nach dem Tode seines weltlichen Königs noch einen andern Todesfall erlebt, der altersschwach gewordene Papst Pius ist am 7. Februar zu seinen Vätern heimgegangen und an seine Stelle trat, als Leo XIII., der siebzigjährige Kardinal Pecci. Auch von diesem kann der Kalendermann heuer noch nichts berichten. Leo XIII. hat sich zwar in die Geschichte gleich die ersten Tage durch einen winzigen Skandal mit seinen Schweizergardisten

eingeführt, daneben hat er aber auch gegen die europäischen Potentaten sammt und sonders eine freundliche Sprache angehoben, mit Deutschland insbesondere hat er im August einen ver-



König Humbert I.

söhnenden Ausgleich angeknüpft und hat auch der Schweiz ein gnädiges Wörtchen gegönnt.

Das deutsche Reich hat weder seinen greisen Kaiser noch seinen willensstarken Reichskanzler verloren und doch kann dieser Staat nicht mit den freudigsten Blicken auf das verflossene Jahr zurück schauen. Zwar verstrich die Zeit daselbst ohne großen Wellenschlag, und waren Volk und Herrscher in Folge der wirtschaftlichen Krisis genug mit sich selbst beschäftigt; bis dann mit einem Mal ein paar Wochen kamen, welche eine ganze Schale überirdischen Zornes über das deutsche Land auszugeßen schienen. Zunächst am 11. Mai fand das Attentat des verkommenen Handwerksburschen Hödel auf den Kaiser Wilhelm statt, wobei die Kugel fehlte. Dann am letzten Maitag versank an der englischen Küste, eines der schönsten Panzerschiffe Deutschlands, der „Kurfürst“, von seinem Bruderschiff „Wilhelm“ durchbohrt, in die See, — die Leser finden auf der folgenden



Papst Leo XIII.

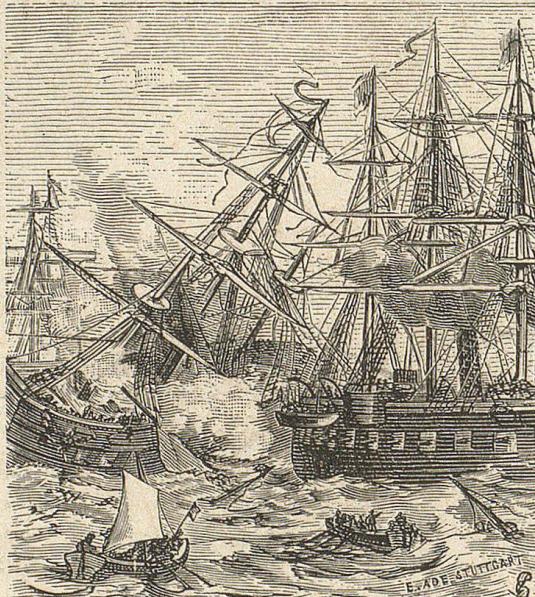
Seite ein anschauliches Bildchen dieser Katastrophe, wo von 500 Mann wenigstens 300 den Tod in den Wellen fanden — und endlich am 2. Juni fand sich ein zweiter Attentäter, der Dr. Nobiling, welcher Sonntag Nachmittags unter den Linden in Berlin den Kaiser mit einem Schrotshuß nicht unbedeutend verwundete. Darob, mit Recht, Land auf und ab eine gewaltige Entrüstung und (dies mit Unrecht) es erhielten die Konservativen Oberwasser: was in den regierenden Kreisen längst unter einer liberalen Decke geschlummert, brach hervor und die Reaktion feierte ihre Triumphe. Gegen die Sozialdemokraten ward die Parole gerichtet, aber: „den Sack schlägt man, den Esel meint man“, — der Kampf sollte eigentlich den Nationalliberalen gelten, und so ward am 11. Juni der unschuldige Reichstag mit seiner nationalliberalen Mehrheit aufgelöst. Bereits ist nun wieder eine neue Volksvertretung gewählt worden und zur Ehre des deutschen Volkes hat sie gegenüber der alten nicht viel Veränderungen aufzuweisen. Die hunderte von Majestätsbeleidigungsprozessen aber werden nach und nach zerfließen, wie im Menschengemüth eine Zorneswallung zerstiebt. Möge von dem Aufschrei nationaler Entrüstung über die Attentäter nur das Gesunde bleiben, die Liebe zum einzigen Vaterland und zur rechtsbeschützten Freiheit, welche den Meuchelmörder entwaffnet und den Aposteln der Revolution das Wort im Munde ersterben macht.

Bevor nun der Kalendermann die gewaltigsten Ereignisse des letzten Jahres vorbeiziehen lässt und vom Kriege auf der Balkanhalbinsel spricht, will er seiner Weltumschau gleich noch beifügen, was er von dem fernen Westen und Osten zu sagen hat. Indien und China wurden von einer furchtbaren Hungersnoth heimgesucht, wobei mehrere Millionen Menschen umgekom-

men sein sollen. Aus Süd- und Zentralamerika kamen die Nachrichten von verwüstenden Erdbeben bei Lima und auf Kuba und der Zerstörung Venezuelas, wo 600 Menschenleben in wenig Minuten elendiglich verloren gegangen sind. Daneben eröffnen die immer noch sich mehrenden Aufdeckungen von Ländereien, denen der europäische Handel und die europäische Kultur bishin fremd geblieben sind, der menschlichen Thätigkeit ungeahnte Felder. Besonders glänzend lauteten in diesem Jahre die Berichte des Engländer Stanley, welcher mit ein paar Kompagnien schwarzer Truppen durch die Länder der menschenfressenden Kannibalen von der Ostküste Afrikas bis an die Westküste vorgedrungen ist. Bereits rüstet England seine kühnsten Pionniere und, vielleicht ehe ein Jahrzehnt verflossen ist, wälzt sich die Kolonie der Kulturbegründer schon von den Küsten den Riesenströmen entlang aufwärts und erschließt der begabtesten Menschenrasse neue Felder zur Betätigung ihrer unermüdlichen Energie!

Inzwischen hat der Krieg in Europa, von dessen Beginn der Kalendermann bereits in

der leßtjährigen Weltumschau erzählen mußte, für einmal seinen Abschluß gefunden und die Diplomaten reiben sich ob ihrem feinen Spiel die Hände, indeß die Krieger unter der Erde modern oder, so gut es ihre Armut erlaubt, ihre Wunden pflegen. — Der Riesenkampf zwischen dem allmächtigen Russland und der zerissenem Türkei nahm einen sonderbaren Verlauf, der für die Freunde auf der einen wie auf der andern Seite die Stunden der Hoffnung und der Gedrücktheit ziemlich billig vertheilte, bis zuletzt die Waagschale der Türken, alles Glückes beraubt, leicht wie eine Seifenblase in die Höhe schnellte und Russland den Sieg sich definitiv zu sichern vermochte. Zunächst rückten Ende



Untergang des „Kurfürst“.

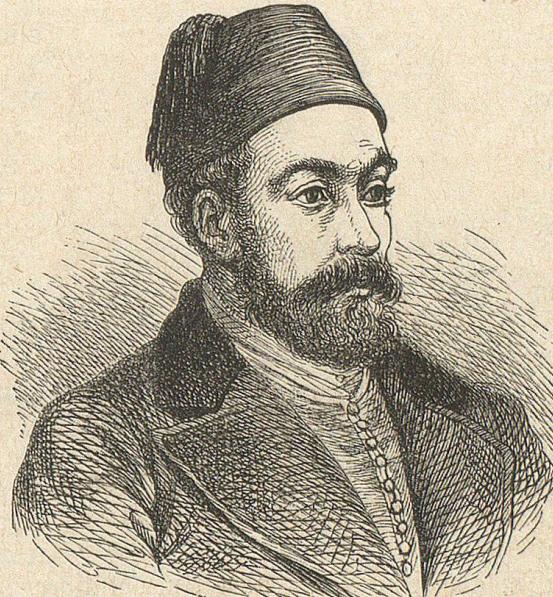
Juni die Russen bei Sistowa und Simniča über die Donau und trieben die zerstreuten türkischen Streitkräfte auseinander, wie ein in weiches Holz geschlagener Eisenkeil. In ein paar Wochen war die russische Kavallerie unter Gurko's Führung bis an den Balkan vorgedrungen und, erschreckt, glaubte Europa schon das ganze Türkenland in den Händen der Moskowiter, als sich zur Seite der russischen Angriffskolonne ein Kampf entspann, der dem Kriege vor der Hand noch eine andere Wendung gab. Der Führer des linken Flügels der türkischen Armee,

Osmann Pascha, dessen Bild sich der Kalendermann ebenfalls verschafft hat, war den Russen in die Flanke gefallen und als der General Krüdener ihn leichten Streiches schachmatt setzen wollte, wandte sich das Blättchen und die Türken erfrothen einen ersten, glänzenden Sieg. Von nun an ward Plewna, vor dessen Mauern diese Schlacht geschlagen worden, das eigentliche Lösungswort des ganzen Feldzuges und Osmann Pascha der Held des Krieges. Osmann Pascha, über dessen Abkunft die

abenteuerlichsten Gerüchte verbreitet wurden, war bishin nichts anderes gewesen, als ein geborener Turke, der sich zum Offizier herangebildet und in dem Krieg gegen die Serben den ersten Ruhm geerntet hatte. Während Abdul Kerim, der anfängliche Oberbefehlshaber der türkischen Armee, seine Unfähigkeit erwies und vor einem Kriegsgericht gestellt werden mußte, ging nun in Osmann den Türken ein großer ungeahnter Hoffnungsstern auf. Sofort gestaltete sich der ganze Kriegsplan der Türken gemäß der Stellung Osmans: Mehemed Ali sollte von Osten dem Feinde in die Flanke fallen und sich mit Osmann vereinigen, und Suleiman Pascha erhielt die Aufgabe, im Zentrum den Balkan wiederum den Feinden zu

entreißen. Mit moselmännischem Ungestüm ward diese Aufgabe erfaßt, aber nirgends so durchgeführt, wie es Osmann gethan hatte. Monate verstrichen, ehe das Programm des neuen Feldzuges auch nur einen einzigen wesentlichen Schritt zur Vollendung erlebt hatte und inzwischen sammelte Russland neue Kriegsschaaren, die rumänische Armee schloß sich mit Begeisterung den Gegnern der Türkei an, und gegen den Herbst waren die russischen Stellungen so gesichert, daß das Loos der Türken besiegt schien. Nun freilich entfaltete Osmann erst sein wahres Talent und seine großartige Energie. Fest blieb er auf seinen Feldbefestigungen bei Plewna stehen, alle die verzweifeltesten Sturmangriffe der Russen und Rumänen wiesen seine Truppen zurück und Russland mußte sich entschließen, den langsamem Weg der Belagerung der Osmannschen Feldschanzen zu betreten. Anstatt der ungestümen Reiterführer berief man den Ingenieur-General Todtleben vor Plewna und Anfangs November war Plewna nach den Plänen des selben eingeschlossen. In-

zwischen waren die Türken nach anfänglichen Siegen im Kaukasus nicht minder unglücklich. Muhtar wurde geschlagen und seine Armee bis Erzerum zurückgetrieben. Plewna freilich hielt sich zum Erstaunen der Belagerer immer noch. Nochmals gewann es für ein paar Tage den Anschein, als ob dem Osmann Hülfe gebracht werden könne: Mehemed Ali lieferte den Russen bei Elena eine siegreiche Schlacht (4. Dez.); aber bis zu Osmann vorzudringen vermochte er eben doch nicht und dieser, mit seiner vor Hunger und Kälte erschöpften Schaar, mußte sich schließlich zu einem letzten, verzweifelten Schritte entschließen. Am 10. Dezember in der Morgenfrühe war es, als seine Kolonnen gegen Osten aus ihren Verschanzungen brachen. Im Sturm



Osmann Pascha.

eroberten sie die ihnen entgegenstehenden Befestigungen der Belagerer, aber die Uebermacht drängte von allen Seiten auf sie herein und nach sechsständigem, blutigem Ringen, nachdem Osman selber verwundet worden war, erfolgte endlich die Uebergabe von Plewna. Jetzt erst erfuhr die erstaunte Welt, daß Plewna von nur etwas über dreißtausend Kriegern gegen mehr als hunderttausend Gegner vertheidigt worden war und zollte dem gefangenen Helden um so mehr den schuldigen Tribut der Achtung. Osman gerieth zwar in Gefangenschaft, aber der Anführer der Russen, der Großfürst Nikolaus, dessen Bild der Leser hier sieht, ritt ihm selber entgegen, gab ihm den Degen zurück und reichte ihm, zum Zeichen der Hochachtung solcher Gegnerschaft, vor dem versammelten russischen Heere seine Rechte.

Mit dem Fall von Plewna begann eine Kette rasch sich abwickelnder Niederlagen der Türken. Serbien schloß sich den Russen an, am 3. Januar fiel Sofia, am 14. Januar wurde die türkische Armee am Schipkaß gesangen genommen, am 20. Philippopol besetzt. Nichts schien die Russen am Einzug in Konstantinopel zu hindern, als zum letzten Mal eine Wendung der Dinge eintreten sollte: England, dessen Minister bisher unschlüssig hin und her gerathen hatten, ermannete sich und drohte, geleitet von dem energischen Beaconsfield, bei weiterem Vormarsch der Russen den Krieg zu beginnen. Zwar schlossen nun die Russen mit der Türkei rasch den Frieden von St. Stefano (3. März) ab, aber England erklärte, diesen Frieden nicht zu acceptiren, rüstete eine formidable Flotte und rief die indischen Regimenter nach Malta. Ein neuer schrecklicher Krieg drohte auszubrechen, bis es endlich der Vermittlung des deutschen Reichskanzlers Bismarck gelang, einen europäischen Kongreß nach Berlin zusammen zu rufen, welcher dann auch den Frieden durch eine erste Theilung der Türkei zu Stande brachte. Am 3. Juni trat der Kongreß zu-



Großfürst Nikolaus.

sammen und hatte in drei Wochen sein Werk beendet. Nach dem Vertrag von Berlin verbleibt der Türkei ein etwas größerer Theil der Balkanhalbinsel, als nach dem Frieden von St. Stefano der Fall gewesen wäre; Bulgarien wird eine tributäre Provinz unter einem christlichen Gouverneur, Bosnien und die Herzegowina werden von Oesterreich besetzt. Rumänien wird selbstständig; Rußland wird durch beträchtlichen Ländergewinn am Kaukasus und durch Bessarabien entschädigt; England aber hat die Insel Cypern und ein Oberaufsichtsrecht über die ganze asiatische Türkei erworben. Wie lange freilich dieses Friedenswerk des Kongresses halten wird, ist eine andre Frage. Bereits hat Oesterreich erfahren, daß es noch ein weiter Schritt ist von der diplomatischen Erlaubniß einer Besetzung bis zur Vollziehung derselben und vielleicht, wenn dieser Kalender das neue Jahr antritt, kennen die Leser noch andre Beispiele von der Dauerhaftigkeit der in Berlin getroffenen Abmachungen. Bisher haben die österreichischen Divisionen in Bos-

nien einen blutigen Widerstand angetroffen und es wird sich weisen, ob die fremde Truppe gegenüber den Insurgenten vermag, was die Türken selber oft vergeblich versuchten.

Dieser neueste Kongreß hat den zweifelhaften Ruf, welchen die europäischen Diplomatenzusammenkünfte bei den Freunden der wahren Volkswohlfahrt und des heiligen Völkerrechts von jeher genossen haben, hinlänglich bestätigt. Freilich muß der Kalendermann sich sagen, daß in unsern Tagen von einem solchen Kongreß nichts anderes zu erwarten war; die Zeit ist eben noch fern, wo ein europäisches Tribunal über allen Streit der Nationen den Richterspruch fällt und das Schwert der Gewalt in den Völkerfehden mit der Waage der Gerechtigkeit vertauscht ist. Daß diese Zeit aber einstmals kommen möge, sei nichts desto weniger unsre Hoffnung und unsre Zuversicht auch im neuen Jahre!